

(Nachdruck verboten.)

221

Cressy.

Roman von Bret Harle.

Seth reichte die Papiere der stummen Gestalt vor ihm, welche nun wieder Leben gewann und zögernd sagte: „s wird am besten sein, wenn Sie sich nun auf die Sohlen machen, Seth, und mich hier allein lassen, daß ich hier alles wieder in Ordnung bring' zu morgen früh. 's wär' besser, wenn er's nicht gleich merkt und von 'nem Einbruch etwas laut wird.“

Der Vorschlag schien Seth zu gefallen; er streckte sogar seine Hand in das Dunkel hin aus, allein er fand keine Gegenliebe. Mit leichtem Achselzucken und einem knurrenden Gruf fühlte er sich bis zur Thür hin und verschwand. Eine Zeitlang schien es, als habe Onkel Ben das Schulhaus gleichfalls verlassen, so tiefe Stille herrschte darin. Aber sobald das Auge sich an das Dunkel gewöhnt, gewahrte es eine breite Gestalt über dem Bulte des Lehrers — Onkel Ben. Später, als der Mond aufgegangen war und durch das Fenster hereinschien, sah er ihn in der nämlichen Stellung, in welcher der Lehrer ihn an dem ersten Tage gesehen hatte, als er mit dem Unterrichts begonnen, das Gesicht weit vorgebengt und darin den Ausdruck von Mühe und Eifer, wie er ihn bei der freiwilligen Arbeit gezeigt hatte. Ebenso unnützlich, lächerlich und einfältig sah er aus wie damals, während er gedankenlos vor sich hinstarrte. Dann erhob er sich und bei dem hereinbrechenden Mondlicht begann er mit Hilfe eines großen Messers, das er aus der Tasche zog, und seiner kräftigen Finger das aufgebrochene Schloß wieder in Ordnung zu bringen. Nun pfiff er leise vor sich hin, im Anfang nicht recht natürlich und mit einigen gedankenvollen Pausen. Nachdem die Arbeit hier gethan war, setzte er auch das von ihm erbrochene Schloß an der Thür wieder in stand, dann schloß er diese Leise und trat auf die mondhelle Lichtung hinaus. Zudem er nun sein Messer in die Tasche zurückschob, zog er die Briefe hervor, welche er noch nicht berührt hatte, nachdem er sie in der Dunkelheit in Empfang genommen hatte. Der erste Blick auf die Handschrift hemmte seinen Schritt. Dann, immer noch darauf hinstarrend, bewegte er sich langsam und mechanisch nach dem Schulhause zurück. Dort setzte er sich unter der Vorhalle nieder, entfaltete den Brief, und ohne den Versuch ihn zu lesen, drehte er ihn nach der Art ungebildeter Leute hin und her und suchte nach der Unterschrift. Als er diese gefunden, startete er gedankenlos darauf hin. Nur einmal änderte er seine Stellung, um die Beinkleider höher zu ziehen, und die Arme aneinander zu nehmen, dann breitete er sorgsam den Brief dazwischen aus und betrachtete ihn forschend und voll Zweifel. Nach Verlauf von zehn Minuten erhob er sich mit einem Seufzer, der auf körperliche und geistige Ermattung schließen ließ, faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die Tasche und schlug den Weg nach dem Dorfe ein.

Als er in dem Hotel angefangen war, wandte er sich nach dem Schenkwinkel, und als er bemerkte, daß es verhältnismäßig leer war, bestellte er ein Glas Whisky. Gleichsam als Antwort auf den fragenden Blick des Schenkers — da Onkel Ben selten trank und dann nur in Gesellschaft mit andern — erklärte er:

„Ich denk', Whisky ist ebenso gut gegen 'ne Erkältung wie sonst was.“

Der Schenker meinte dagegen, daß nach seiner Erfahrung Ingwer mit Wachholder noch besser sei.

„Haben Sie vielleicht Herrn Ford kürzlich hier herum bemerkt?“ fuhr Onkel Ben mit erzwungener Gelassenheit fort.

Der Schenker, der den ihm nun der Trunksucht verdächtigen Kunden nicht eben freundlich betrachtete, während seine Hände unter dem Schenktisch mit dem Waschen der Gläser beschäftigt waren, was so aussah, als stehe er mit einem verborgenen Helfershelfer in Verbindung, hatte den Lehrer am Nachmittage nicht gesehen.

Onkel Ben entfernte sich und stieg langsam die Treppe zu des Lehrers Zimmer empor. Nach einer kurzen Pause auf der obersten Stufe ließ er zweimal ein schüchternes Klopfen an der Thür hören, daß in gradezu lächerlichem Gegensatz zu seinen gewichtigen Tritten stand. Sofort wurde die Thür von dem Lehrer geöffnet.

„Ah, Sie sind's?“ begrüßte er ihn kurz. „Herein!“

Onkel Ben trat ein, ohne die etwas unfreundliche Form der Einladung zu beachten. „Ja, ich bin's“, sagte er, „ich kam 'rein, weil ich Sie unten nicht fand. Wollen eins trinken.“

Der Lehrer betrachtete Onkel Ben, welcher in seiner Zerstreuung noch nicht den anhaftenden Rest des eben genossenen Getränkes vom Munde gewischt hatte und deshalb nicht wenig nach Whisky roch. Mit einem leichten, spöttischen Lächeln läutete er und bestellte das gewünschte Getränk. Er war überzeugt, daß sein Gast, wie viele andre in seiner Lage, den Verführungen der ungewohnten glücklichen Verhältnisse zu erliegen beginne.

„Ich wollt' Sie sprechen, Herr Ford,“ begann er, indem er, ohne erst die Aufforderung dazu abzuwarten, einen Stuhl nahm und seinen Hut nach einigem Zögern draußen aufhängte, „wegen dessen, was ich Ihnen neulich von meiner Frau in Missouri erzählt hab'. Wissen Sie noch?“

„Ja, ich entsinne mich,“ entgegnete der Lehrer resigniert. „Es war an dem Nachmittage, wie der dumme Stacey den Scheriff und die Harrisons nach Me Minstrys Schenke hinschickt.“

„Weiter!“ drängte der Lehrer, welcher seine Gründe hatte, nicht gern daran erinnert zu werden.

„Es war an dem Nachmittage, an dem Sie keine Zeit hatten, mich anzuhören — weil Sie 'was andres vorhatten“, fuhr Onkel Ben langsam und bedächtig fort, „und —“

„Ja, ja, ich weiß“, unterbrach ihn der Lehrer aufgebracht, „und wenn Sie sich nicht beeilen, muß ich auch diesmal wieder fort.“

„Es war den Nachmittage“, sagte Onkel Ben, ohne auf ihn zu achten, „da sagt' ich Ihnen, daß ich keine Ahnung hätte, was aus meiner Frau, die ich in Missouri verlassen habe, geworden sei.“

„Wichtig“, bemerkte der Lehrer scharf, „und ich sagte Ihnen, es wäre Ihre verdammte Pflicht, sie zu suchen.“

„Recht so“, versetzte Onkel Ben mit behaglichem Kopfnicken, „s sind gerad Ihre Worte; bloß 'n bißchen kräftiger wie damals, wenn ich mich recht besinn'. Ja, und nun hab' ich 'ne Idee!“

Bei dem Lehrer schien plötzlich das Interesse zu erwachen, doch Onkel Ben verharrete in seinem einförmigen Ton.

„Ich kam auf die Idee jozusagen auf dem Weg. Ich kam dazu durch ein paar Briefe, die verstreut im Busch lagen. Die hab' ich aufgenommen und hier sind sie.“

Mit einer Hand zog er die Briefe langsam aus der Tasche, während er mit der andern seinen Stuhl näher nach dem Lehrer rückte. In plötzlichem Zorn sprang Herr Ford auf und streckte die Hand aus.

„Das sind meine Briefe,“ sagte er streng, „aus meinem Kull gestohlen. Wer hat das gewagt?“

Doch Onkel Ben hatte wie zufällig seinen Ellenbogen zwischen den Lehrer und Seths Beute gebracht.

„Na, dann stimmt's also?“ entgegnete er bedächtig. „Ich bracht' sie her, weil ich dacht', ich könnt' daraus erfahren, wo meine Frau ist. Denn das ist ihre Handschrift. Sie wissen doch, ich sag' Ihnen, daß sie sehr klug ist.“

Bleich und stumm sah der Lehrer in seinem Stuhl. So unglaublich und unerwartet diese Entdeckung schien, so fühlte er doch instinktiv, daß daran nicht zu zweifeln.

„Ich kann's selbst nicht lesen — wie Sie wissen. Ich wollt' mir auch von keinem vorlesen lassen — Sie können sich denken, warum. Und darum bin ich heut' abend zu Ihnen gekommen, Herr Ford — als Freund.“

Der Lehrer richtete sich mit verzweifelter Anstrengung auf. „Es ist nicht möglich. Die Dame, welche diese Briefe geschrieben hat, führt nicht Ihren Namen. Mehr noch,“ fügte er hastig hinzu, „sie ist so vollkommen frei, daß sie im Begriffe steht, sich zu verheiraten, wie Sie hätten lesen können.“

Sie irren sich; die Handschrift mag ähnlich sein, doch unmöglich ist es diejenige Ihrer Frau."

Onkel Ben schüttelte langsam den Kopf. „Es ist ihre Handschrift — Irrtum ist nicht möglich. Wenn ein Mensch, Herr Ford, die Handschrift studiert hat — und sie sozusagen bloß von auswendig kennt — bloß vom Anseh'n, wie man 'nen Freund kennt — dann kann der sich nicht so leicht irren wie einer, der bloß den Sinn aus den Worten herausnimmt. Und daß sie nicht meinen Namen trägt, macht nichts. Wenn sie sich hat scheiden lassen, hat sie ihren Mädchennamen angenommen — den Namen ihrer Familie. Und weil sie das gethan hat, glaub' ich, daß sie sich hat scheiden lassen. Wie hat sie sich denn genannt, als sie den Brief schrieb?“

Der Lehrer nahm die Gelegenheit wahr und nützte sie mit einer ritterlichen Entrüstung aus, welche ihm selbst imponierte. „Auf diese Frage verweigere ich die Antwort,“ sagte er zornig. „Ich gestatte nicht, daß der Name einer Dame, welche mich mit ihrem Vertrauen beehrt, in diese schändliche Vöberei verwickelt werde, die gegen mich begangen worden. Und der schuftige Spießbube — wer er auch sei — soll in der Abwesenheit ihres natürlichen Beschüzers mir Rede stehen.“

Onkel Ben betrachtete den Helben dieser glänzenden Redensarten mit unverböhlener Bewunderung und streckte ihm gemessen seine Hand hin.

„Da meine Hand! Wenn noch 'n anderer Beweis gefehlt hätt', Herr Ford, daß der Brief von meiner Frau ist,“ sagte er, „dann ist es Ihr hochtrabendes Gered'. Das war so gerad' was für sie. Und ein Grund, warum wir beide nicht mit 'nander auskamen und warum ich fortging, war eben, daß so 'was nicht meine Sach' war. Das liegt an der Bildung. Aber wenn's Ihnen nicht paßt, ihren Namen zu nennen, kann ich's ja thun, na — Lou Price heißt sie, nicht?“

„Ich antworte nicht weiter“, versetzte der Lehrer schnell, wenigleich er bei dem Namen die Farbe gewechselt hatte. „Ich lehne es ab, noch ein Wort darüber zu verlieren, bis das Dunkel enthüllt ist — bis ich weiß, wer es gewagt hat, mein Pult zu erbuchen und mein Eigentum zu stehlen, und aus welchem Grunde das geschah. Und sofort verlange ich die Briefe zurück.“

Ohne ein Wort legte Onkel Ben sie ihm in die Hand zu seiner nicht geringen Ueberraschung, und wie hinzugefügt werden muß, auch ihm zum Unbehagen, das nicht vermindert wurde, als Onkel Ben in aller Einfachheit und mit der Hand auf seiner Schulter hinzusetzte: „Natürlich, weil das ja Sie angeht und Lou Price mit mir nichts mehr zu thun hat, gehören sie Ihnen. Und von wegen dem Diebstahl, da haben Sie wohl keinen Verdacht auf einen, der 'rumspioniert, wie?“

Sofort kam dem Lehrer Seths Gesicht am Fenster und Ruperts Warnung in den Sinn. Die Annahme, daß er geglaubt habe, die Briefe seien von Cressy, und daß er sie ungelesen fortgeworfen, als er seinen Irrtum entdeckt, schienen nur zu natürlich, denn wenn er sie gelesen, hätte er sie unzweifelhaft behalten, um sie Cressy zu zeigen. Die heftige Erregung, welche Ford bei der Entdeckung von den Beziehungen Onkel Bens zu der Schreiberin der Briefe ergriffen hatte, wandelte sich in wilde Wut gegen Seth Davis. Doch bevor er an Rache denken konnte, mußte er sich vergewissern, daß Seth den Inhalt nicht kannte. Er wandte sich zu Onkel Ben.

„Ich hege allerdings einen Verdacht, doch um sicher zu gehen, muß ich Sie bitten, vorderhand zu keinem von der ganzen Sache zu reden.“

Onkel Ben nickte. „Und wenn Sie's 'rausgefunden haben und gewiß geworden sind, daß ich mich wegen der Lou Price, wie wir sie nennen wollen, beruhigen kann, daß sie ordentlich geschieden ist und will sozusagen wieder heiraten, dann lassen Sie mich's doch wissen — als Freund. Ich möcht' Sie heut' abend nicht länger stören — wenn Sie nicht noch unten eins mit mir trinken wollen. Nicht? Na, dann gut' Nacht.“ Langsam schritt er zur Thüre. Mit dem Drücker in der Hand fügte er noch hinzu: „Wenn Sie wieder an sie schreiben, sagen Sie ihr doch, daß es mir ganz gut geht und daß ich ihr das auch wünsch'. Adjes!“

Er verschwand und ließ den Lehrer voll widerstreitender Gefühle zurück, die, wie zu fürchten, für ihn nichts Erhebendes hatten. Die Situation, die so dramatisch begonnen hatte, war plötzlich so wenig romantisch und ergötlich geworden, ohne doch ihre aufregende Eigenschaft einzubüßen. Er war sich bewußt, daß er lächerlicher dagestanden hatte als der Gatte — dessen unüberwindliche und gefällige Einfachheit ihn wie die

schärfste Ironie berührt hatte. Einen Moment lang wollte er sich fast einreden, daß er mit der Schreiberin der Briefe gänzlich gebrochen habe, doch daß ließ sich mit seinem ritterlichen Verhalten von vorhin schwer vereinbaren. Seine Wut gegen Seth Davis schien die einzige Empfindung, die wahr und echt, und dennoch wollte ihm auch diese jetzt, da Onkel Ben fort war, nicht ganz aufrichtig vorkommen. Er mußte sich in einen gewissen Jörn hineinarbeiten darüber, daß die Briefe von Cressy hätten sein können und daß sie durch die Berührung jenes Schurken entweiht worden. Vielleicht hatte er sie gelesen und sie fortgeworfen, damit andre sie fänden. Er sah sie aufmerksam durch, um sich zu vergewissern, ob sie dem unbeteiligten Leser Verdacht einflößen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

„Der rote Hahn“ von Gerhart Hauptmann.

(Deutsches Theater.)

Das Theaterjahr steht unter keinem Glückszeichen. Wie viel ärgerliche Mißerfolge hat es schon gebracht! Die größte Enttäuschung, weil man die größten Erwartungen gehegt hatte, aber war der — „rote Hahn“. Die alten dogmatischen Kunstvorurteile, mit denen Hauptmanns junge, ungebrochene Kraft einst zu kämpfen hatte, sind längst zerstreut und in die Flucht geschlagen. Er ist als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen. Er hat ein Publikum herangebildet, daß gern und willig auf alle seine Intentionen eingeht und das Gebotene mit keinem fremden Maßstab mißt. Aber nur, wo die Bahnen völlig geebnet, scheint die Kraft, die in dem Kampfe so viel Großes und Schönes schuf, zu stoen. Es wäre nach diesem Reichthum der Produktion kein Wunder. Grenzen sind jeder künstlerischen Persönlichkeit gesetzt. Felder, die so viel schwere Frucht getragen, bedürfen zur Erneuerung der schaffenden Säfte auch der Brache. Dann mag nach stiller Ruhe wieder eine neue Saat auf auf ihnen zu fröhlicher Reife emporsprießen. Aber Hauptmann pflügt und adert seinen Boden Jahr ein Jahr aus, um ihm gewaltjam Ernten abzuzwängen. Schon mehr als einmal hat er gerade seine herzlichsten Verehrer bitter enttäuscht, aber kaum je so bitter wie durch den „roten Hahn“, diese Tragikomödie ohne Lustigkeit und ohne Tragik.

Wie wir bereits berichteten, ist das neue Werk als eine Fortsetzung des „Vieberpelz“ gedacht; Mutter Wolff und Amtsvorsteher Wehrhahn kehren an das Licht des Tages zurück. Es war gefährlich, so zum Vergleich mit einem der stärksten Erfolge aus des Dichters erster Periode herauszufordern. Aber trotzdem, warum — hätte die Fortsetzung nicht schließlich ebenso originell und lustig ausfallen können wie das erste Stück? Freilich, in einer Hinsicht war das damals angeschlagene Thema völlig erschöpft. Die kleinen Spießbübereien und die verärgerte Schlagfertigkeit der Wolfen, ebenso wie die grandiose richterliche Einfachheit des Amtsvorstehers ließen sich nicht mehr überbieten. Dreimal sahen wir die Alte dicht vor der Gefahr der Entdeckung: zuerst, wie der gewesene Herr Forstadt in ihrer Hütte der Wildererebeute nachspürt; dann wie der aufgeregte Krüger ebendort, dicht vor den gestohlenen Holzmitteln stehend, der Wolfen die Gesichte dieses Diebstahls voll Entrüstung vorlag; endlich, wie es zu der gerichtlichen Haupt- und Staatsaktion in Sachen des gestohlenen Vieberpelzes kommt — und dreimal zog sie sich glanzvoll aus der Schlinge. Dester ließ dieser komische Effekt, wenn er die Wirkung nicht verlieren sollte, sich keinesfalls wiederholen. Aber ein anderes, nicht weniger fruchtbares Moment war in dem Lustspiel nur flüchtig oben hin berührt: Amtsvorsteher von Wehrhahn als Politiker, als Stütze von Thron und Altar! Es ist das nur insofern in die eigentliche Handlung mit einbezogen, als Wehrhahn den Dr. Fleischer als einen königsungehören und gottvergessenen Demokraten im Verdacht hat und folgerichtig gegen dessen auflärende Zeugenaussage in dem Diebsprozeß von vornherein eingenommen ist. Aber schon jene kleinen, eingefreuten politischen Streiflichter wirken auf der Bühne elektrisierend. Wie lustig wäre es, wenn dieses jüngerliche Volksblut mit der engen Stirne uns dann ein andermal in voller politischer Aktion gezeigt worden wäre: er, der Besiegte der Mutter Wolff, als der triumphierende Organisator eines konservativen Wahlsieges! Mutter Wolff, die uns in allen ihren Künsten schon bekannte, hätte sich gut und gerne dann mit der Nebenrolle begnügen dürfen. Das hätte eine Fortsetzung des „Vieberpelzes“ und dennoch etwas völlig Neues, eine wirkliche politische Komödie, wie sie uns lange not thut, werden können!

Aber Hauptmann macht nicht einmal den Anfang dazu. Er bleibt im Engen stoen. Statt des roten Sepssties der rote Hahn. Zwar figurirt der neue Gemahl, den sich die Wolfen nach dem Ableben ihres „unvergehlischen Julian“ erobert hat, auf dem Theaterzettel als „Schuhmachermeister und Polizeispion“. Aber in dem Stücke selbst bleibt der Schuster leider allzusehr bei seinen Leisten! Er soll — das ist alles, was man von jener zweiten, doch sicher sehr viel interessanteren Seite seiner Thätigkeit erfährt — vor

Jahren einmal einen Dr. Beyer unter dem Ausnahmengesetz denunziert haben; und dann wird er von Wehrhahn als Claqueur und Bravourer zu einer Flottenversammlung engagiert. Und ähnlich ist es um Wehrhahn selbst bestellt: Hin und wieder eine politisch schillernde Redensart, die einem wie eine Reminiscenz aus dem „Viberpelz“ in die Ohren fällt, aber nirgends politische Aktion, Intrigue und Bewegung. Statt dessen eine neue und diesmal wirklich recht fatale Epigamberei der Wölfsen, eine neue Gerichtsverhandlung, und unter neuen richterlichen Dummheiten des Amtsvorstehers ein abermaliges Entweichen der Schuldigen, bis endlich der Tod, vor dem es keine Ausrede mehr giebt, ein Ende macht! Verwandte Motive und Situationen, wie in dem „Viberpelz“, nur ins Gemeine und Gewöhnliche vergrößert, und darum auch ohne jeden Schimmer veröhnlichen Humors.

Schon der „Viberpelz“ war bei allem Glanze humoristischer Charakteristik nicht allzu reich in der Erfindung und Verknüpfung rasch wechselnder Situationen. Noch weniger der „Kollege Crampton“. Aber was dort ein relativer, durch die Feinheit der Psychologie leicht ausgeglichener Mangel war, wird in dem neuen Stück zu wirklicher Armut. Die Handlung rückt und rückt nicht von der Stelle, in jedem Akte werden neue Fäden angeknüpft, aber nur um im nächsten wieder abgerissen zu werden. Was sich zu einem reichverwickelten, stetig aufsteigenden Gange gliedern soll, fällt in einen Haufen los und willkürlich verbundener Szenen auseinander. Es kommt alles anders, aber darum nicht besser, wie sich's der Zuschauer in seinem Geiste zurechtlegt.

Der erste Akt zeigt uns die alte Wolff in ihrem neuen Eheglück bei Schuster Fielitz, einem armseligen Mittelsting von Troddel und Verbrecher. Ganz wie in ihrer ersten Ehe führt sie das Regiment; und wie sie ihrem Julian früher zum Wildern, Holz- und Pelzstechen aufgedrückt, hegt sie den zweiten Mann, er solle Feuer in der eignen Werkstätte anlegen. Mit der Versicherungsumme wird man dann ein großes Haus mit Läden usw. errichten können! Er sträubt sich angstvoll, aber giebt zugleich sachkundigsten Rat, wie man die heikle Sache wohl am besten ins Werk setzt. Man denkt: er möchte wohl und traut sich nicht — das muß doch von Bedeutung sein. Er wird die Frau die That vollbringen lassen und dann, sobald die Sache schief geht, scheinheilich alle Schuld auf ihre Seele schieben, lamentieren, zanken und hadern. Doch nichts — davon. Wehrhahn kommt in die Werkstätte, fängt von Flottenversammlungen, wo Fielitz seinen Mann stehen müsse, zu reden an. Wieder denkt man: das muß doch von Bedeutung sein. Aber wiederum umsonst. — So geht's im zweiten Akte weiter. Da giebt's eine Schmiede, einen Meister und Gesellen und einen Doktor, der, von einer Weltreise zurückgekehrt, das Schwurzell umgebunden, mit den beiden endlos plaudert, bis endlich in dem Hause des Fielitz das lang erwartete Feuer ausbricht. Der Doktor ist etwas polizeiwidrig, Langheintich, der Schmiedemeister, und sein Geselle gleichfalls. Wieder denkt man — aha, das muß doch Folgen haben, da spinnt sich irgend etwas Neues an. Wieder umsonst. Der ganze zweite Akt könnte ebenso gut auch wegfallen. — Im dritten Akte große Untersuchungs-scene vor Wehrhahn. Die Wölfsen, wieder mit ihrer scheinheilichsten Unschuldsmiene, heult und jammert über den schrecklichen Verlust. Der Verdacht lenkt sich auf einen schwachmüthigen Burischen, eine im hellen Rampenlicht unsagbar peinlich wirkende Figur. Vergeblich wehrt sich der Vater, ein armer, zerlumpter preussischer Gendarm a. D. für ihn. Da flüstert der Schmiedemeister, der beim Löschen half, dem Doktor zu, er habe drinnen im Keller die sicheren Spuren der Brandstiftung gefunden. Die Wölfsen erblickt; sogar Wehrhahn scheint einen Augenblick stuhlig zu werden. Wieder denkt man: aha usw. Wieder umsonst! Der arme Junge wird eingesperrt, doch kein Mensch, auch der Doktor nicht, bringt das Geheimnis vor den Richter. — Aber Ruhe läßt es der Alten darum doch nicht. Zwar den Renbau, das Ziel ihres Ehrgeizes, sieht sie stattdich in die Höhe wachsen; doch bringt er keinen Segen. Der Schuster schnappt völlig über, ein windiger Schwiegerohn berüht sie um das letzte Geld, und der ewige rübelose Kampf mit dem fortwuchernden Verdachte zermüht ihre Kräfte. Alles ist eitel, diese Weisheit des gebrochenen Lebensmutes zieht endlich auch ins harte Herz der alten Wölfsen ein. Immer hat sie „vorwärts“ wollen, heraus aus dem „Matsch“ der ärmlichsten Verhältnisse, aber „man langt und langt“, und schließlich ist das Ende immer neuer Kummer. Eben als sie ihren ärgsten Feind mit listigem Zuspruch schon halb gewonnen hat, bricht sie in ihrem Sessel tot zusammen. Auch diese letzte Scene, vielleicht der Keim, aus dem das ganze Stück erwachsen ist, ließ, unvermittelt und abrupt, wie sie sich an das andre anschloß, völlig kalt. —

Conrad Schmidt.

Kleines Feuilleton.

b. Reinigung von Trinkwasser mittels Ozon. Der eigentümliche Geruch, der bei elektrischen Entladungen auftritt und wohl jedem bekannt ist, der schon einmal Versuche mit einer kräftigen Elektrifiziermaschine angestellt hat, wird einer Umwandlung des atmosphärischen Sauerstoffs in Ozon zugeschrieben; Ozon ist reiner Sauerstoff, wobei aber jedes Molekül drei Atome enthält, nicht wie gewöhnlich, zwei Atome. Gerade deswegen ist Ozon ein sehr kräftiges chemisches Reagens, das auch auf alle Arten von Mikro-

organismen als kräftiges Gift wirkt und dann völlig harmlose Stoffe, wie Sauerstoff, Kohlensäure, Wasser etc. bildet. Wegen dieser Eigenschaft scheint das Ozon außerordentlich geeignet zur Reinigung des Trinkwassers, dem es keine gesundheitschädlichen Eigenschaften verleihen kann. Schon in den achtziger Jahren sind von der Firma Siemens u. Halske Versuche in dieser Richtung angestellt worden. Gegenwärtig wird ein Versuch in großem Maßstabe in einem besonderen Versuchswerk zu Martinikensfelde bei Berlin ausgeführt. Das zu reinigende Wasser wird der Spree nach ihrer Passage durch ganz Berlin entnommen und zunächst nur oberflächlich filtriert; dann läßt man es in einem Turme über Kieselsteinchen herabrieseln, wobei es einem von unten eingeführten Ozonstrom begegnet, der sich vermöge seiner gasigen Natur in den Zwischenräumen zwischen den Steinchen nach oben durcharbeitet. Somit ist eine große Oberfläche des Wassers der Ozonwirkung unterworfen, und am unteren Ende des Turmes fließt das Wasser fast völlig keimfrei in ununterbrochenem Betriebe den Verbrauchsleitungen zu. Das Werk in Martinikensfelde liefert 10 Kubikmeter pro Stunde, was etwa dem durchschnittlichen Wasserverbrauch von 5000 Menschen entspricht. Die Kosten des Verfahrens sollen nach der Angabe der Unternehmer diejenigen der älteren Einrichtungen nicht übersteigen. Ob das Verfahren aus dem Stadium des Versuchs treten und zu ausgedehnter Anwendung gelangen wird, kann freilich erst die Zukunft lehren. —

Musik.

Mit Josef Rheinberger ist wieder ein Veteran der „guten alten Schule“ gestorben, einer der Epigonen der älteren Meister, ein Musikpfleger im besten Sinne des Wortes, einer von denen, die in untrer mobiler Zeit ungerecht vernachlässigt werden. Als weltberühmter Kompositionslehrer an der Münchener Schule, der für sie Besucher aus den weitesten Fernen anzog, hat er Jahrzehnte hindurch so und so viele Studiengenerationen ausgebildet, ein Hüter der strengen Lehre, vielleicht manchem zum Anstoß, von seinen Schülern mit dem tiefsinnigen Namen des „Fugen-Sepp“ geschmückt. Seine Kompositionen zeigen, daß jene Hervorhebung seines Epigonentums nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen ist. Rheinberger's „Sinfonisches Tongemälde Wallenstein“, op. 10, ist längst als ein Denkmal von Toncharakteristik anerkannt; sollte es auch jetzt nicht wieder hervorgezogen werden, so möchte man an ein böses Gewissen der Schuldigen glauben. Am berühmtesten sind seine Orgelsonaten, reichhaltige Schöpfungen, die jedenfalls in der Entwicklung dieser Art von Musik bedeutungsvoll mitzählen. Verzichteten wir hier auf eine Andeutung des Umfangs seines vokalen und instrumentalen Schaffens, so hoffen wir doch, durch einen Hinweis auf seine Kammermusik, z. B. auf das wenig bekannte Klavierquintett, den Freunden echter Kunst eine Freude machen zu können. Mag kommen, was da wolle: man kann nur wünschen, daß es auf jedem Schaffensgebiet viele Personen von solchem Können und solcher Eigenart gebe wie eben Rheinberger.

Unter den sogenannten Epigonen war er weniger ein Fortsetzer der Romantik als der vor dieser liegenden Mächte. Die Fortsetzer der Romantik sind freilich zahlreicher. Iwan Anorr, geb. 1853, Theorielehrer am Hochschen Konservatorium zu Frankfurt (Main), zeigt in seinem, hier anscheinend noch nicht oft gehörten Klavierquartett Es-dur, op. 3, die bekannten Vorzüge und Schwächen dieser Richtung: eine ammutige Bewegtheit im Stil Mendelssohn's, ein früher vorwärtsdrängender Zug, eine Melodienkraft mit weit ausladenden Fügen, eine ermüdende Einförmigkeit und Figurenfülle. Um dieses Quartett zu hören, mußten wir uns wieder mal erinnern, daß hinter den Bergen auch noch Menschen wohnen, d. h. daß in Schöneberg ebenfalls Musik gemacht wird. Es war eine wohlthuende Abwechslung, daß man einmal, statt immer in den wohlbekanntesten Konzertsälen, in der Aula des prangenden Reformgymnasiums jener Nachbarstadt zu sitzen kam, inmitten einer Gymnasialjugend, die also anscheinend in die moderne Strömung nach „künstlerischer Erziehung der Jugend“ hineingelockt werden soll. Es galt den zweiten Kammermusik-Abend des Klavierquartetts Egidi, Seuffert, Werner, Debert. Wesentlich Neues würde durch eine nähere Kritik des dort Geleisteten nicht eben zu Tage gefördert werden, wohl aber könnte etwas Neues zum Vorschein kommen, wenn der Klavierspieler jener Gesellschaft anfinge, Vortragslehre zu studieren oder wenigstens der Vortragskunst seiner Partner von den Streichinstrumenten nachzukommen.

Es ist kein dankbares Geschäft, einzugehen, auf welcher Bildungshöhe heutzutage ein wahrhafter Musiker stehen muß, und nun von dieser Einsicht aus das viele gute Wollen und viele halb gute Können zu beurteilen, das uns in der Leppigkeit unrer Konzerte entgegentritt. Prof. E. H. Bern ist, nach ihrem ersten Auftreten von vorgestern zu rechnen, ebenfalls nach diesem Typus geraten. Durchaus musikalisch, mit einer vollen, etwas dumpfen Stimme begabt und anscheinend im Besitz einer längeren musikalischen Bildung und Routine, läßt sie doch eine Reihe stimmlicher Mängel recht sehr bedauern — nicht solcher Mängel, die eine falsche Richtung, sondern solcher, die eine Unachtsamkeit auf die Gebote der Ausreifung bedeuten. Daß sie vieles, zumal einzelne Konsonanten, „unter den Tisch fallen“ ließ, zeugt zunächst von einer manchen entschuldigenden Befangenheit; keineswegs ist es aber allein auf diese zurückzuführen, daß sie die Konsonanten überhaupt zu wenig würdigt und daß sie sich in den höheren Tonlagen zu viel zumutet. Die Wilde, die ihrem stark dramatischen Ton immerhin zum Teil eigen ist, verliert sich gar zu häufig; namentlich in der ohnehin kritischen Gegend des sogenannten Stimmbruchs

werden die Töne beim Forcieren oft recht herbe. Die Sängerin scheint zu einem Bevorzugen der Ausdrucksstudien zu Ungunsten der technischen Studien zu neigen; ein Fehler, der dem andern Fehler vom Vernachlässigen des Ausdrucks als des Weisens aller Kunst nichts nachgiebt noch vorgeht. Das Programm war so bunt, wie die meisten derartigen Konzertprogramme; außer einer Arietta des noch wenig wiedererweckten Neapolitaners F. Durante besand sich darunter nichts den üblichen Rahmen Ueberschreitendes. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wandermuschel. Dr. Chr. Lindemann schreibt in der Wochenschrift „Veritas“: Jeder Naturfreund kennt die Geschichte der Wanderratte, dieses höchst schädlichen Ragers aus dem Osten Europas, die erst in jüngster Zeit sich auf die Wanderung nach Westen begab, sich nach allen Richtungen hin ausbreitete und jetzt wohl überall im Westen Europas mehr oder weniger zahlreich sich findet und oft geradezu zu einer Landplage wird. Bei einem so widerstandsfähigen und so sehr beweglichen Tiere ist die Möglichkeit, daß es sich in kurzer Zeit über weite Strecken verbreitet und infolge seiner Fruchtbarkeit bald zu den häufigsten Tieren gehört, verständlich. Ganz anders liegt die Sache bei der Wandermuschel (*Dreissensia polymorpha*), die ebenfalls in relativ kurzer Zeit aus ihrer Heimat, Südrussland, bis in das Gebiet der Donau, der Enns und Elbe und von da weiter zum Rhein und den Nebenflüssen der großen Ströme gelangte. Es ist sicher nachgewiesen, daß die Wandermuschel in Gewässern, in denen sie heute Pfähle, Holzplanen und Schiffswände in dicken Schichten bedeckt, in früheren Jahren nicht vorhanden war.

Die Schale der Wandermuschel ist wie der Artname polymorph, vielgestaltig, es ausdrückt, nicht konstant in der Form, die je nach der Dertlichkeit und wohl auch nach den Strömungen und Nahrungsverhältnissen wechselt. Die Schale ist dreilantig und mehr oder weniger aufgebläht. Die sogenannten Anwachsstreifen derselben treten als erhabene Leisten hervor. Die Färbung der Schale ist grünlich-gelb mit braunen Wellen und Fächelbändern. Letztere sind bei jüngeren Stücken scharfer markiert als bei alten Tieren, bei denen die Zeichnung oft fast ganz verschwindet. Die Färbung variiert auch sonst sehr. Von den Wirbeln der Schale verläuft bis zur Vereinigungsstelle des Ober- und Hinterrandes ein anfangs scharfer, weiterhin stumpfer Kiel. Der rechte Schalrand trägt nahe dem Wirbel einen schwachen Zahn, der in eine Grube der linken Schalenhälfte eingreift. Das Tier selber ist dunkel-orangefarben. Der der Schale aufliegende Mantel des Mollusks ist dünn, weißlich gefärbt und mit schwarzen Strichen und Flecken versehen. Jederseits findet sich ein Paar strohgelber Kiemen.

Die Wandermuschel lebt nicht, wie die Teich-, Mäse- und Erbsenmuscheln im Bodengrunde unserer Gewässer, sondern entwickelt am Fuße eine Reihe von dunkel gefärbten, hornigen Fäden. Diese sind anfangs weich und klebrig, und mit ihnen befestigt sich das Tier an einer Unterlage fest. Derartige, sogenannte Vossinsäden finden wir außer bei der Wandermuschel auch bei einer Reihe von Meeresmuscheln wieder, z. B. bei der bekannten eßbaren Miesmuschel, die sich mit Hilfe der Vossin an einer festen Unterlage befestigt. Die Wandermuschel ist in der Wahl ihrer Anheftungspunkte sehr verschieden. Bald überzieht sie in großen Massen dicht unter der Oberfläche das Holzwerk, bald sitzt sie in dicken Klumpen auf Steinen, die oft in mehreren Schichten von den Tieren bedeckt sind, bald findet man sie einzeln oder auch zu mehreren auf den Schalen der großen Teich- und Mäsemuscheln. Im allgemeinen sind die Dreifüßler an ihren einmal gewählten Platz gebunden, ist dieser aber ganz unangünstig oder werden die Tiere von ihrer Unterlage losgerissen, so sind sie einer geringen Ortsbewegung fähig und heften sich dann an einen ihnen zusagenden Platz von neuem an.

Bei der geringen Beweglichkeit ist die Schnelligkeit ihrer Verbreitung über weite Strecken Landes wunderbar, aber damit ist auch die Art dieser Verbreitung erklärt. Die Muscheln sind sicher durch den Handel und Verkehr der Menschen fortgeführt worden und haben sich dann in dem neuen Wohnort stark vermehrt und eingebürgert. Wie ich schon oben erwähnte, benutzen die Tiere häufig Schiffswände und Holz als Anheftungsorte. Kommt dann ein mit Muscheln besetztes Schiff oder Floß von Bauholz in ein neues Gewässer, so ist es nur nötig, daß, wenn die Wasserverhältnisse den Tieren sonst zusagen, ihre Fortpflanzung stattfindet, oder daß einzelne Stücke losgelöst werden, sich wieder anheften und vermehren.

Der Zeitpunkt, in dem die Wandermuschel ihre Ausbreitung nach Westen begann, wird in das Ende des 18. oder den Anfang des 19. Jahrhunderts zu legen sein. 1825 erwähnt C. E. von Vär ihr massenhaftes Auftreten im Frischen und Kurischen Haff. 1835 trat sie zahlreich bei der Flanzeninsel bei Potsdam auf, aus der Donau hat man seit 1824 die ersten Nachrichten, ebenfalls 1824 trat sie in den Londoner Docks auf, von denen sie in verschiedene Flüsse Englands und Schottlands gelangte. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich heute über ganz Norddeutschland, Holland, England und Schottland, den weislichen Teil Frankreichs und auch in Südrussland ist sie an vielen Orten eingebürgert. Die Wandermuschel ist ein Süßwassertier, welches nur gelegentlich in leicht brackisches Wasser vordringt. Deshalb muß man annehmen, daß sie nach England an Schiffsbauholz im Innern von Schiffen überführt wurde. —

Meteorologisches.

— Ueber die Frage, ob ein Waldklima vorhanden ist, hat in derselben Weise wie das Secklima von dem Klima des dem Waldeinfluß entzückten Landes sich durch geringere, allmählich nach dem Walde zu abnehmende Temperaturschwankungen kennzeichnet, hat Prof. J. Schubert in den „Abhandl. des preuß. Meteorolog. Instituts“ Untersuchungen angestellt, die zu einem verneinenden Ergebnis geführt haben. Allerdings ist unter den Bäumen des Waldes die mittlere tägliche Schwankung der Lufttemperatur geringer als auf der benachbarten freien Feld- oder Lichtungsfläche. Der Unterschied ist im Winter und Frühjahr am geringsten, steigt dann aber stark und beträgt in der Zeit seiner stärksten Entwicklung, im August und September, in Folge des Schutzes, den die Bäume der Erdoberfläche gegen Ein- und Ausstrahlungen gewähren, bei Niefen fast 2 Gr., bei Nichten fast 3 Grad und Buchen 3 Grad. Aber die Feldflächen in der Nähe des Waldes oder die Lichtungen haben durchweg eine größere tägliche Temperaturschwankung als die vom Walde weiter entfernten Orte. Der Unterschied beträgt etwa 0,5 bis 1,0 Grad. Das Waldklima, wenn man von ihm sprechen soll, zeigt also in dieser Beziehung entgegengesetzten Charakter wie das Küsteklima; es zeichnet sich zwar die Luft unter den Bäumen durch ermäßigte Temperaturschwankungen aus, aber diese Eigenschaft teilt sich der Umgebung des Waldes nicht mit. Die wesentlichste Rolle bei diesem Vorgang wird die durch den Wald für die Umgebung hervorgerufene Vermehrung des Windstanges bilden, der bewirkt, daß der Austausch mit den höheren Luftschichten verringert und die Luft dem Einflusse der Erdoberfläche, welche die stärksten Temperaturschwankungen hat, näher gerückt wird. —

Humoristisches.

— Kindermund. Der kleine siebenjährige Werner steht an der Wiege des neugeborenen Väterchens und betrachtet es mit bedenklichem, sorgenvollem Gesicht.

„Nun, gefällt es Dir nicht?“ fragt die Mutter.

„Ja, aber —“

„Was aber?“

„Sag' mal, Mama, kann der Storch auch große Kinder bringen, so Kinder von sieben und acht Jahren?“

„Und warum willst Du das wissen?“

„Ach, Mama — und er sieht sie mit halb litzendem, halb ängstlichem Gesicht an — „ich möchte so gern der Älteste bleiben!“ —

— Der treue Ehemann. Der Fabrikant John Muffer benutzte die sechswöchentliche Abwesenheit seiner Frau in ausgiebigster Weise. In einem Punkte ist er jedoch gewissenhaft: So oft er an sein „liebes Weib“ schreibt, zieht er den Ebering aus der Westentasche und steckt ihn an den Finger. — („Jugend.“)

Notizen.

— Die Buchausgabe von Gerhart Hauptmanns neuem Werk „Der rote Hahn“, Tragikomödie in vier Akten, ist soeben bei S. Fischer, Berlin, erschienen. —

— Der erste Band von „Anzeugsgrubers Briefen“, herausgegeben von Anton Vettelheim, ist bei Cotta erschienen. Der Band enthält Briefe von der Jugendzeit bis Ende 1877. —

— Einen Uhlend-Abend veranstaltet das Schiller-Theater am 1. Dezember im Birgerhaale des Rathauses. Dr. Rud. Seiner wird den einleitenden Vortrag halten. —

— Die Neue freie Volkshöhne veranstaltet ihr diesjähriges Winterfest am Sonnabend, den 30. November, abends 8 1/2 Uhr bei Keller, Koppenstraße 29. Die Mitwirkenden sind das Berliner Sinfonie-Orchester, Fräulein Elisabeth Dommel (Sopran), Fräulein Else Schiff und Herr Direktor Friedrich Moest (Necitation). —

— Gertrud Eijold vom Lessing-Theater ist auf drei Jahre an das Münchener Schauspielhaus engagiert worden. —

— Sieben neue Planeten sind im astrophysischen Beobachtatorium Königsstuhl bei Heidelberg von Professor Wolf und seinen beiden Assistenten Dr. Carnera und Kopf auf photographischem Wege entdeckt worden. Einen achten Planeten hat ferner Dr. Luther von der Düsseldorfster Sternwarte aufgefunden. —

u. Schwerhörige Kinder. Bei einer in Frankreich vorgenommenen Prüfung der Hörfähigkeit der Schulkinder ergab sich, daß etwa 25 Proz. aller im Alter von 7—14 Jahren befindlichen Kinder an Schwerhörigkeit litten. —

— Der Staat Sachsen hat die ihm gehörenden 81 Hektar umfassenden Weinberge bei Pillnitz und in der Meißener Gegend aufgegeben und das Land an Obpächter verpachtet. 1878 hatten die Weinberge einen Reinertrag von 52 261 M., seit zwei Jahrzehnten erforderten sie Zuschüsse. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. Dezember.